

Lebensernstes dank seiner Liebe und seines sprudelnden Humors Freiheit und Frohsinn atmete.)

Auch hinsichtlich psychoanalytisch-fachlicher Inhalte findet der Leser viel Interessantes, zum Beispiel die Traumanalyse den 19-jährigen Patienten Dietrich betreffend, die Freud (S. 44–45) Pfister vorschlägt; sie stammt von 1909, ein wertvolles Dokument. Für den Leser nach wie vor von aktuellem Interesse sind Bemerkungen wie die folgende über die Diskretionspflicht (S. 64): «nun sind diese psa Dinge erst in einer gewissen Vollständigkeit und Ausführlichkeit begreiflich, sowie die Analyse selber erst geht, wenn der Pat. von den ersetzenden Abstraktionen zu den kleinen Details herabsteigt. Die Diskretion ist also mit einer guten Darstellung einer PsA unvereinbar; man muss ein schlechter Kerl werden, sich hinaussetzen, preisgeben, verraten, sich benehmen wie ein Künstler, der für das Haushaltsgeld der Frau Farben kauft oder mit den Möbeln für das Modell einheizt.»

Weitere immer wieder in der Korrespondenz auftauchende Fälle sind Elfriede Hirschfeld und der junge Amerikaner A.B. Die rückhaltlose Offenheit der beiden Briefschreiber erlaubt dem Leser Einblicke in die affektiven Reaktionen der Analytiker zu gewinnen, die sonst in Falldarstellungen nicht zu haben sind. Bei A.B., erstmals Dezember 1924 erwähnt, liegt ein Grenzfall zwischen schwerer Neurose und Schizophrenie vor, dessen Behandlung, zuerst durch Pfister, dann jahrelang durch Freud und schliesslich durch Brill und Nunberg in den USA, Aufschlüsse zur Technik und zu Indikationsfragen gibt. In den Briefen vom 24. und 26. November 1927 anlässlich des Erscheinens von Freuds Arbeit «Die Zukunft einer Illusion» – auf die Pfister mit «Die Illusion einer Zukunft» antwortete – setzten sich die beiden in die Tiefe gehend über ihre Differenzen – Psychoanalyse als Weltanschauung? – auseinander. Zu dieser Diskussion gehörte auch das Thema der psychoanalytischen Technik, die in Psychoanalysekreisen heute noch geführt wird, oft weniger pertinent.

Historisch interessant ist Freuds Bitte um Hilfe an Wilhelm Reich, der zur Kur nach Davos fuhr. («Wenn Sie Ihr Weg zufällig nach Davos führt, versäumen Sie es nicht, unsern wackeren Mitarbeiter zu besuchen.» S. 225, Brief 158 F).

Insbesondere befürwortete Freud, dass man Reich Lehranalysanden zuweist. Pfister kommentiert 1934 Reichs «Charakteranalyse» («wirkt aufwühlend und beschäftigt uns sehr lebhaft») und meldet Zweifel an (S. 293.). Reich wurde im selben Jahr aus der internationalen Vereinigung ausgeschlossen. Pfister war wegen seiner «unorthodoxen» Vorge-

hensweisen auch von Ausschluss bedroht, und mit ihm alle nicht ärztlichen Analytiker in der Schweiz; aber es kam anders. Die gute Beziehung zu Freud war dabei sicher von entscheidendem Gewicht.

Thomas von Salis

Siegfried Bernfeld: **Trieb und Tradition im Jugendalter**

Giessen: Psychosozial-Verlag; 2014.

Bibliothek der Psychoanalyse. Werke, Band 7.

Broschiert, 250 Seiten

Preis € 34,90.

ISBN-13: 978-3-8379-2176-2.



Im Nachwort zu diesem 7. Band der im Psychosozial-Verlag erschienenen Bernfeld-Ausgabe schreibt Ulrich Herrmann, dies sei das einzige «gelehrte» Buch von Bernfeld. Sein Anliegen sei gewesen, «nicht einfach Tagebücher zu veröffentlichen und entwicklungspsychologisch zu interpretieren, sondern diese Texte kulturgeschichtlich einzuordnen und als eine (auch) altersspezifische kulturelle Praxis zu interpretieren».

Gerade die Tagebuchform ermöglicht, so Bernfelds Befund, sozialpsychologische Forschung zu betreiben, und er stösst dabei auf das Problem, dass kulturelle Formen wie Briefe, Tagebücher oder Sammlungen von Andenken («Reliquien») nicht beliebig gewählt werden, sondern je nach dem (Trieb-) Bedürfnis und der spezifischen Sozialisation («Tradition»), in der der Autor sich entwickelt, gefunden werden. Die Form kann nicht mit irgendeinem Inhalt gefüllt werden, sondern ist schon dem, was notiert oder ausgedrückt oder bewältigt werden will, eigen.

Bernfeld vertieft sich in die Fragen der Form, die dem jugendlichen Trieb einen Weg öffnet, so dass er sich in den kulturellen Produktionen wie den Tagebüchern, den Briefen und den «Reliquiarien» niederschlagen kann.

Das Buch zeigt dem Leser Bernfeld als originellen psychoanalytischen Sozialpsychologen. Seine profunde Kenntnis der Psychologie der Jugendlichen äussert sich in noch heute aktuellen und erhellenden Ausführungen, zu den Begriffen Trieb, Tradition, Gewohnheit, Verbot und Überich (Seiten 160 bis 164), wie folgendes Zitat illustrieren mag, das eine Schnittstelle des Individuell-Psychologischen mit dem Sozialen und Traditionellen aufzeigt: «Die Formschemata, die aus Motiven der Folgsamkeit oder Identifizierung übernommen wurden oder, aus früheren Übernahmen oder aus Triebbefriedigungen stammend, an tradierte Normen angeglichen wurden, werden so zu bedeutsamen Instanzen in der Persönlichkeit: sie stärken das Ich für seine Bewältigungsaufgaben; sie geben ihm gewissermassen die gesammelte Macht der ganzen Gesellschaft, die in den Formen verdichtet ist.»

Hier ist die «Kultur» der Gesellschaft für einmal nicht Hindernis, sondern ein förderndes Element für die Entwicklung der Persönlichkeit. Die Freud'sche «Kompromissbildung» hat nach wie vor ihre Gültigkeit, aber hervorgehoben wird hier doch ein positiver Faktor der gesellschaftlichen Macht.

Bernfeld bringt schöne Beispiele aus der eigenen Sammlung und bezieht sich auch auf andere Autoren, beispielsweise Charlotte Bühler, die zum Thema gearbeitet haben. Eindrücklich sind alle, besonders berührend ist das Briefftagebuch eines Jugendlichen, der bei einem unangenehmen Meister eine Schmiedlehre machen muss und sich von den Eltern im Stich gelassen oder gar verstossen fühlt, kurios mutet das Küsstagebuch eines im Übrigen angepassten Mädchens an.

Es ist erstaunlich, wie beharrlich der Brauch des Tagebuchschreibens sich gehalten hat. Aber man muss sich doch fragen, ob heute mit den neuen Medien in kurzer Zeit eine tiefgreifende Veränderung stattfindet. Eine Kuratorin einer Tagebuchaussstellung fand kürzlich auch eine sehr spezielle Form der Aufbewahrung/Vernichtung von «Aufgeschrieben» (der Terminus ist von Bernfeld geprägt): Tagebuchnotizen eines Grossvaters wurden auf Holzscheiten gefunden – noch nicht verbrannt! Die Kuratorin ist sich aus heutiger Sicht mit Bernfeld darin einig, dass mit der kulturell-zivilisatorischen raschen Veränderung die Gebräuche wie das Tagebuchschreiben verloren gehen könnten. Dem gegenüber stellt sie fest, dass auch heute noch das Schreiben auf Papier ganz und gar nicht untergeht und einen eigenen Reiz bewahrt.

Druckfehler hat es wenige – die Texte konnten offenbar von guten Quellen gescannt werden –, aber zum Beispiel die Referenz «Erdheim 1928» Seite 228 kann nicht stimmen; damals war Erdheim – ein profunder Kenner Bernfelds – noch gar nicht auf der

Welt! Und «Bahrth» steht auf Seite 241 an Stelle von Barth. Daniel Barth ist an der Herausgabe der Bernfeld-Reihe beteiligt und empfindet diesen Band 7 als «eines der modernsten und zugleich am schwierigsten zu verstehenden Bücher von Bernfeld» (persönliche Mitteilung).

Bernfelds Buch zu empfehlen ist wohl angesichts der Berühmtheit, die er im Gefolge der 68er Bewegung wegen seines Engagements und seiner Schriften zu Psyche und Gesellschaft erlangt hat, kaum noch nötig. Leicht zu lesen ist es wie eben erwähnt nicht auf Anhieb, aber es lohnt die Anstrengung, sich darein zu vertiefen.

Thomas von Salis, Zürich

Kurt Goldstein:

Der Aufbau des Organismus

Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen

Paderborn: Wilhelm Fink-Verlag; 2014.

1. Auflage, Übergänge Band 62.

Gebunden, 462 Seiten.

Preis € 49,90.

ISBN: 978-3-7705-5281-8.



Endlich: Seit den 1980er Jahren, seit Kurt Goldstein (1878–1965) in Deutschland wiederentdeckt wird, ist die Neuausgabe seines 1934 im niederländischen Exil entstandenen theoretischen Hauptwerks ein schmerzlich empfundenes Desiderat. Von der klinischen Neurologie über die Begründung der modernen Neuropsychologie und Neurorehabilitation ausgehend, strahlte diese *organismische* Biologie auf Psychoanalyse, Soziologie, Linguistik, Wissenschaftstheorie und Philosophie aus. Wer damit bereits in Berührung kam oder noch nicht – alle sind den Herausgebern für ihre Mühe, diesen Klassiker der Neuro-

und Lebenswissenschaften der deutschsprachigen Geisteswelt wieder zugänglich zu machen, zu höchstem Dank verpflichtet!

Unbeschadet dessen, ist der erreichte Fortschritt nicht so gross, wie er auf den ersten Blick aussieht. Niemand bedauert das mehr als ich. Und mir bleibt die wenig erbauliche Aufgabe, potentielle Leser auf Probleme der vorliegenden Edition hinzuweisen, um so eine angemessene Rezeption des Goldsteinschen «Organismus» zu befördern.

Das Buch erscheint als Band 62 der Reihe «Übergänge». Deren Herausgeber Bernhard Waldenfels hat wie kein anderer deutscher Philosoph immer wieder auf Goldstein Bezug genommen. Wie er in seinem Vorwort erklärt, ist der «Organismus» nicht nur ein Werk der Übergänge zwischen verschiedenen Disziplinen, sondern ermöglicht, an die Forschungslage vor 1933 wieder anzuknüpfen. Dies scheinen die Herausgeber des Bandes – der Sonderpädagoge Thomas Hoffmann und der Medizinhistoriker Frank W. Stahnisch – ziemlich wörtlich genommen zu haben. Herausgekommen ist jedenfalls eine Edition, die den Übergangscharakter des Buches selbst – das sich in seiner Publikationsgeschichte fortentwickelt hat – nur unzureichend berücksichtigt bzw. ganz verschweigt. Paradox formuliert: Dem heutigen Leser wird nicht nur der «Organismus» des Jahres 1934 präsentiert, dieser wird vielmehr auf das Jahr 1934 zurückgeworfen.

Sehen wir genauer hin. Wie die Herausgeber im editorischen Teil ihrer Einführung angeben, lässt ihre Neuauflage den Originaltext von 1934 unverändert. (Dass stillschweigende orthographische Korrekturen mit der Produktion neuer Rechtschreibfehler an anderen Stellen einhergehen, ist unser aller Schicksal.) Die Auflösung der 1934 – emigrationsbedingt – schwer zu entschlüsselnden bibliographischen Abkürzungen (in den Fussnoten) erfolgte mit Hilfe der US-amerikanischen Erstausgabe von 1939. Die dort von Goldstein zusätzlich zur deutschen Ausgabe angegebenen Literaturnachweise wurden, «wo es den Herausgebern sinnvoll erschien, im Kommentarteil mit angeführt» (d.h. am Ende des jeweiligen Kapitels). Nach welchen Kriterien Hoffmann und Stahnisch dabei vorgehen, bleibt ihr Geheimnis. Ebenso, warum eine solche Selektion der – mengenmässig überschaubaren – Quellen, auf deren Nachvollziehbarkeit Goldstein offenbar Wert legte, überhaupt nötig war.

Fragen über Fragen: Warum wird nicht erklärt, dass Goldstein 1963 eine zweite US-amerikanische Auflage seines Buches veröffentlichte, das schon 1939 nicht einfach ins Englische übersetzt wurde? Warum behauptet, die dabei an markanten Stellen vorgenommenen Ergänzungen bzw. Überarbeitun-

gen seien «leicht»? Wäre eine Dokumentation dieser inhaltlichen Um- und Fortschreibungen (in einem entsprechenden Anhang) nicht für die überfällige deutschsprachige Rezeption des Buches essentiell gewesen? Warum wurden Goldsteins 1939 und 1963 veröffentlichten, jeweils neuen US-Vorworte dem Leser vorenthalten? Warum durften wir nicht erfahren, was Goldstein im neuen Vorwort der ebenfalls 1963 erschienenen zweiten deutschsprachigen Ausgabe seines 1934er «Organismus» zu sagen hatte?

1995 besorgte Oliver Sacks eine dritte US-amerikanische Ausgabe des «Organismus» (Paperback 2000). Zur aktuellen deutschen Edition hat Anne Harrington, Grande Dame der US-amerikanischen Goldstein-Forschung, ein wohlwollendes Vorwort beigesteuert, ohne Unterschiede zwischen deutschen und US-amerikanischen Ausgaben des «Organismus» zu reflektieren. Bei der Goldstein-Rezeption weiterhin auf Textvergleiche mit den älteren, nicht ohne Aufwand zu beschaffenden Ausgaben angewiesen zu bleiben, ist ein Ärgernis der vorliegenden Neuedition, die solchen Missstand hätte aus der Welt schaffen müssen.

Irritierend wirkt auch der übrige Einführungstext der Herausgeber zu Leben und Werk Goldsteins. Früchte anderer werden verwertet, oft ohne dies zu kennzeichnen oder durchweg präzise zu sein. Das gilt auch für den Abschnitt «Zum Entstehungskontext des «Organismus»», in dem Hoffmann und Stahnisch selbst recherchierte Dokumente zitieren, aber nicht alle Aussagen nachvollziehbar belegen. Die angeführte Sekundärliteratur ist lückenhaft, verschenkt Anregungspotential.

Besonderen Wert legen die Herausgeber auf «eine eindeutige Trennung zwischen Originaltext und Kommentarteil». Ironischerweise ist es ausgerechnet die Positionierung der enzyklopädisch anmutenden Angaben zu Personen, Termini technici und Fachliteratur am Ende der jeweiligen Kapitel (d.h. nicht am Ende des Gesamttextes), die dem Buch einen amerikanisierenden (Übergangs-)Charakter verleiht. Scheibchenweise haben sich Hoffmann und Stahnisch in Goldsteins Werk eingeschoben. Ihre alphabetische Zählung (bis hin zu «ggg», «hhh») wirkt gewöhnungsbedürftig. Diese Fleissarbeit ist allerdings beachtlich und mitsamt erweitertem Register und Literaturverzeichnis eine genuine Leistung. Ausführungen, worin die erhofften «Impulse für die aktuelle Debatte um die Bedeutung der Hirnforschung als einer Humanwissenschaft» bestehen könnten, sucht man vergebens. Da meine Rezension sich hierzu nicht mehr äussern kann, möchte ich auf eine diesbezüglich lesenswerte Arbeit verweisen. [1]